

## WEGE ZUM TADJ MAHAL: ZUR ZENTRALASIATISCHEN GESCHICHTE UND KULTUR.

Der Sturm, der aus der Wüste kam: der beispiellose Eroberungszug der Nachfolger Mohammeds - Muhammad ist eine neuere Schreibweise seines Namens - ist gekennzeichnet durch die Untrennbarkeit von Religion und Politik. Mohammed, der Verkünder, der Prophet dieser neuen Religion, des Islam - das Wort bedeutet Hingabe an den einzigen Gott Allah - besass ein ausgeprägtes Sendungsbewusstsein. Für die Anhänger seiner Lehre, die als die Wiederherstellung der seit Urzeiten geoffenbarten monotheistischen Urreligion galt, war die Ausbreitung des Islam, auch mit der Waffe in der Hand, somit vorgegeben. In weniger als 100 Jahren waren von Arabien aus weite Teile Mittel- und Westasiens erobert und islamisiert, dazu Ägypten und ganz Nordafrika. Im Jahr 711 fiel das Westgotenreich in Spanien an einen islamischen Eroberer. Eine erste Dynastie, die Omayyaden, Nachfolger der ersten "Vier Rechtgeleiteten Kalifen", bildete sich 661. In ihrer Hauptstadt Damaskus war Arabisch die Sprache des Hofes, Damaskus und Bagdad bildeten die Bezugspunkte des kulturellen und wirtschaftlichen Lebens. Eine neue Kalifendynastie, die Abbasiden, brachte sich im Jahr 749 gewaltsam an die Macht. Sie erwählten Bagdad zu ihrer Hauptstadt. Im Laufe der Zeit machten sich Teile des gewaltigen Reiches selbständig, gründeten sich neue Dynastien und neue Reiche, die mit unter 100 bis 200 Jahre Bestand hatten, um von neuen Machtkonstellationen abgelöst zu werden. Die Grenzen, besser gesagt: die Einflussphären dieser Reiche waren - wie immer und überall - natürlich auch hier ständigen Veränderungen unterworfen. Der Mongolensturm im 13. Jahrhundert hat Indien berührt, aber die lokalen islamischen Herrscher konnten die Oberhand gewinnen. Der Eroberungszug Timur Lenks in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts veränderte die Verhältnisse dagegen einschneidend, er hinterliess ein zerstörtes Land in völliger Anarchie, das von Statthaltern Timurs übernommen wurde.

Timur erkor die alte Stadt Samarkand, in Transoxanien, dem heutigen Usbekistan gelegen, zu seiner Hauptstadt. Wie schon Dschingis Khan war auch ihm repräsentative Architektur, überhaupt die Förderung der Künste, ein äusserst wichtiges Anliegen. Timur war kein Mongole, er war türkischer Abstammung. Doch er sah sich als Eroberer und Herrscher in der Tradition des Dschingis Khan. Er war durchaus gebildet, sprach Persisch, für ihn eine Fremdsprache. Aus den riesigen von ihm eroberten Gebieten liess er Hunderte von Künstlern aller Art nach Samarkand bringen, um seine künstlerischen Vorhaben verwirklichen zu können. Es sei daran erinnert, dass der Islam, eine Wüstenreligion, von Haus aus keine eigentliche Architektur hatte. Man kannte nur das Zelt. So bedienten sich schon die frühen arabischen Eroberer in ihren neuen Ländern der örtlichen Künstler für ihre nun überwiegend neuen Bautypen, für ihre Moscheen, Medresen, Paläste und Grabmäler.

Kunst und Kultur in Timurs Reich war also von vorherein eine Mischkultur. Das wichtigste kulturelle Element bildete dabei, wie schon immer in den islamischen Zentren, das persische.

Perser hatten schon bald nach der arabischen Eroberung im omayyadischen Damaskus ebenso wie später im abbasidischen Bagdad den Ton angegeben.

Schon das vorislamische persische Sassanidenreich hatte griechische Wissenschaft und Philosophie tradiert, viele Jahrhunderte bevor Europa, vermittelt vor allem über das omayyadische Spanien, sich ernsthaft mit seiner eigenen Vergangenheit zu beschäftigen begann. Denken wir an den vielleicht berühmtesten muslimischen Philosophen Ibn Sina, im Abendland unter dem Namen Avicenna bekannt, der um das Jahr 1000, aus der Gegend um Buchara stammend, am Hof der Dynastie der Gazniden lebte; oder an den nicht minder bedeutenden, etwas jüngeren grossen maurischen Philosophen Ibn Ruschd, in Europa unter dem Namen Averroes bekannt. Neben vielen anderen, überwiegend persischen Gelehrten arbeiteten sie daran, griechische Philosophie und Wissenschaft mit den Lehren des Islam in Einklang zu bringen. Durch alle Zeiten hindurch finden sich Hinweise, dass persische Wissenschaft und Kultur die muslimische Welt dominierte. Oft nahmen die persischen Gelehrten unter dem Zwang des Islam arabische Namen an, sprachen und schrieben arabisch, sind also nur schwer als geborene Perser zu erkennen.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang auch der Mathematiker, Physiker, Astronom und Dichter Omar Khajam (die Schreibweise Chajam nimmt auf die Aussprache Rücksicht). Auch er gehört zu den arabisch schreibenden persischen Gelehrten des 12. Jahrhunderts, er starb gegen 1112, welche die griechische Wissenschaft weiterentwickelten, als man in Europa noch kaum etwas darüber wusste. Sein Werk über die Algebra kommt zu Ergebnissen, die im Abendland erst im 16. Jahrhundert erreicht wurden. Seine Kalenderreform, die im heutigen Iran noch immer gültig ist, gilt unter Spezialisten der Gregorianischen von 1582 als überlegen. Die meisten seiner Werke sind verloren gegangen. Als Dichter jedoch sind seine Rubajat, vierzeilige Sinnsprüche, in der persischen Kultur bis heute unvergessen. Doch nicht nur dort: auch im Deutschen gibt es mehrere moderne Übertragungen. Im englischen Sprachraum gelten die Nachdichtungen des englischen Dichters Edward Fitzgerald, der bis zu seinem Tod 1883 immer wieder an diesem Werk gefeilt und verbessert hat, neben der Bibel und den Stücken Shakespeares zu dem vielleicht meistgelesenen Buch überhaupt.

Omar Kjaham hat, ebenso wie vielen anderen Gelehrten, die islamische Orthodoxie oft das Leben schwer gemacht. Freie Forschung war in dieser Zeit, unter der Herrschaft der türkischen Dynastie der Seldschuken, offenbar - einige seiner Rubajat deuten dies an - nicht unbedingt erwünscht. Allerdings haben im islamischen Raum die Behinderungen des freien Denkens und Forschens wohl nie die unsäglichen menschenverachtenden Formen angenommen, die die Geschichte unserer christlichen Kirche so entscheidend während vieler Jahrhunderte für immer negativ geprägt hat. Die modernen islamistischen Strömungen seien hier einmal ausgeklammert.

Doch in scharfem Gegensatz zu unserer christlich geprägten, fast zweitausend Jahre lang von Fundamentalismus und Intoleranz gegenüber anderen Religionen geprägten europäischen Kultur steht die von der neueren Forschung herausgearbeitete Tatsache, dass es im Islam, zeitlich und örtlich sicherlich recht unterschiedlich, aber doch immer wieder Strömungen gab, die ein liberales, tolerantes Verhalten zu anderen Religionen, zu Juden und Christen zeigten. Insbesondere unter der Dynastie der Abbasiden, die mit allerdings wenig zimperlichen Methoden die früheste islamische, über ein Weltreich gebietende Omayyaden-Dynastie aus dem Weg geräumt hatte, herrschte ein Geist der Toleranz, in dem muslimische, jüdische und christliche Gelehrte zusammen griechische Philosophie und Wissenschaft lehrten, übersetzten und weiterentwickelten. Auch im muslimischen Spanien, wo 756 ein letzter Überlebender der Omayyaden-Dynastie die Macht ergriffen hatte, lebte dieser Geist der *convivencia*, herrschten Toleranz und Respekt vor dem anderen ohne Ansehung seiner Religion. Das Judentum, im Spanien dieser Jahre sehr zahlreich, näherte sich der islamischen Geisteswelt an, kappte seine Verbindungen zu seinen östlichen Wurzeln, fühlte sich in erster Linie als Teil der *convivencia* von al Andalus. Es herrschte eine gemeinsame liberale Kultur auf der Basis der arabischen Sprache. Eine brüchige Basis, gewiss: 1066 wurden in Granada alle dort lebenden Juden, 4000 insgesamt, ermordet. Doch dieses schreckliche Ereignis gilt als Ausnahme innerhalb der Zeit.

Als Ende des 12. Jahrhunderts eine neue Eroberungswelle aus dem Maghreb das Land eroberte und die Dynastie der Almohaden sich etablierte, war es mit der *convivencia* vorbei. Fanatismus, Intoleranz, gewaltsame Bekehrungen; wir kennen das aus der späteren christlichen Zeit nach der erfolgreichen *reconquista*, der Rückeroberung Spaniens für die christliche Welt, als bei der Vereinigung der beiden Reiche Aragon und Kastilien der Allerchristlichste König, so sein offizieller Titel, das letzte kleine muslimische Fürstentum Granada kassierte und nach Zerstörung der meisten Synagogen und Moscheen Juden und Araber aus seinem nun vereinigten Spanien vertreiben liess.

Im Reich Timur Lenks und seiner Nachfolger, der Timuriden, die etwa 100 Jahre lang, bis gegen 1500, ihre riesigen eroberten Gebiete in Zentral- und Westasien zusammen halten konnten, war, wie schon seit Jahrhunderten in diesen Räumen, wir sprachen schon davon, das persische Element unter den vielen kulturellen Strömungen das wichtigste. Ein architektonisches Thema, das seit der Mongolenzeit Bedeutung gewonnen hatte, wird nun immer wichtiger: der Memorialbau, die Mausoleen der Herrscher und ihrer Familien. Sie treten nun neben die bisher die grosse Architektur beherrschenden Themen: Moscheen und Medresen, Gebetssäle also und Koranschulen, häufig unseren Universitäten gleichzustellen. Es sind turmartige Bauten, die bisweilen grosse Höhen erreichen können. In späterer Zeit wird in Indien dieses Architekturthema ganz andere Formen annehmen und nahezu zum wichtigsten Bauvorhaben überhaupt werden.

Schon in der Mongolenzeit hatte die Farbe am Bau begonnen, wirksam zu werden. Blau bestrichene Lehmziegel werden gebrannt - im ganzen iranischen Raum ist der Ziegel das Bauelement par excellence - und zu Mustern an der ansonsten braunen Aussenhaut verwendet. In der Timuridenzeit erreicht die Farbe am Bau ein bisher ungekanntes Ausmass. Kuppeln, ja ganze Gebäude werden mit farbigen Fayence-Mosaiken überzogen. Die Kunsthandwerker zerschneiden farbige gebrannte Fliesen und setzen sie mosaikartig zu vielfältigen Mustern zusammen.

Gegen 1500 zerfiel das Timuridenreich und machte allmählich drei neuen Machtzentren Platz: dem usbekischen Shaibaniden-Reich mit der Hauptstadt Buchara (Bukhara), in Zentralpersien etablierte sich die Dynastie der Safaviden mit der alten Oasenstadt Isfahan als Hauptort, und in Indien bildete sich das Moghulreich mit seinen Hauptorten Delhi, Agra und Lahore.

Im Bereich der Safaviden, insbesondere in ihrer Hauptstadt Isfahan, findet die Verwendung von Farbe an den nun neu entstehenden Bauten, Moscheen, Medresen und Grabmälern ihren reichsten Nährboden in der Geschichte der Weltarchitektur überhaupt. "Kein Stil in der gesamten Architekturgeschichte kann Persien auf dem Gebiet der Polychromie an optischer Pracht gleichkommen" (Henri Stierlin). Um die neuen riesigen Kuppeln und Flächen farbiger zu überziehen zu können, waren die kleinteiligen Fayencemosaiken der Timuriden zu zeitraubend und damit zu teuer in der Herstellung. Die persischen Kunsthandwerker gehen nun dazu über, einerseits einfarbige ganze Fliesen in verschiedenen Farben zu verwenden, andererseits die mehrfarbige Töpferkeramik, die "haftrang"-Technik auf den Bau anzuwenden. Dabei werden mit floralen oder arabesken Mustern bemalte Fliesen hergestellt, die bis zu sieben Farben haben können und trotzdem nur einen Brennvorgang benötigen. Die Stadt Kashan war lange Zeit die wichtigste Produktionsstätte nicht nur für Keramikfliesen, sondern für bemalte Keramik überhaupt. Die türkischen Osmanen hatten eine Vorliebe für geflieste Innenräume, wie man sie vor allem in Istanbul bewundern kann. Es handelt sich dabei immer um Unterglasurmalerei. In Zentralpersien finden sich dagegen für die Farbe am Aussenbau unterschiedliche Techniken über die Jahrhunderte.

Aus dem Iran stammt ein Bauelement, das ganz Zentralasien für lange Zeiträume erobert: der Iwan. Sein Ursprung ist vorislamisch. In sassanidischen Königspalästen sieht man seinen Ursprung. In Ktesiphon am Tigris hat sich ein solches königliches Machtsymbol erhalten: ein Bogen, der eine Spannweite von 27 m und eine Höhe von 36 m besitzt. "Der Iwan stellt so etwas wie einen Übergangsraum dar: man befindet sich in ihm weder drinnen noch draussen. Dieser offene, aber überdachte Iwan kann ebenso als Hauptsaal dienen wie als monumentaler Eingang, der zu einem Innenraum führt" (Henri Stierlin). Allmählich bildete sich die Vier-Iwan-Anlage heraus: einen rechteckigen Hof begrenzen je zwei sich gegenüber stehende Iwane, so dass sich eine symmetrische Anlage mit vier Iwanen bildet. Diese imposanten Bauglieder können verschiedene Funktionen haben: sie können Eingang zu

einem Herrscherpalast oder zu einer Moschee sein, aber auch als Madrasa (Medrese), als Koranschule genutzt werden. Ein Iwan ist ein konkaves Bauglied, man kann von einer Halbkuppel sprechen. Die Ausgestaltung dieser Hohlform wurde zu einem Experimentierfeld der Architekten. Dreieckige konkave Zellen liegen neben- und übereinander, ihre vorkragenden Bögen stützen sich dabei gegenseitig, passen sich der konkaven Form an, bis sie den grossen Eingangsbogen des Iwans erreichen. Diese auf uns Okzidentale ebenso elegant wie fremdartig und märchenhaft wirkenden Gebilde, die sich in weiten Teilen der islamischen Welt finden, werden als Muqarnas oder Stalaktiten bezeichnet. Schon im 12. Jahrhundert, als die turkstämmigen Seldschuken über ganz Zentralasien herrschten, wird diese Technik perfekt beherrscht. "Das kunstvolle Spiel der Zellenstruktur...zeigt, welches Mass an plastischer Kraft die persische Architektur erreicht hatte und mit welcher Leichtigkeit die Überdachung der konkaven Flächen mit Hilfe von grossen Zellen möglich wurde" (Henri Stierlin).

Ein weiteres Hauptmerkmal der Architektur im iranischen, im zentralasiatischen Raum stellt die Bedachung mit Kuppeln dar. Ihr Ursprung reicht in prähistorische Zeiten zurück, räumlich ist dabei sicherlich an Zentralasien zu denken. Die Holzarmut dieser Gebiete verbot es, hölzernen Architraven und Dachstühlen die Bedachung der Bauten anzuvertrauen.

Kuppeln über quadratischen Räumen bedeuten geometrisch gesprochen einen in ein Quadrat eingeschriebenen Kreis, den Fusskreis der Kuppel. Zur Vermittlung zwischen Kreis und Quadrat dienen Pendentifs: die Ecken überspannende sphärische Dreiecke, die das Quadrat des Raumes in einen Kreis als Kuppelaufleger überführen. Sehr häufig findet sich aber auch die Lösung, mittels Trompen, die Ecken überspannende Bögen, die Kuppel nicht auf einen Kreis, sondern auf einem Achteck aufliegen zu lassen. Beide Verfahren waren in den islamischen Ländern schon früh bekannt.

Natürlich kennen wir Kuppeln auch bei uns, im Okzident. Das Pantheon in Rom, das schönste gut erhaltene Architekturerelikt der römischen Antike, besitzt eine halbkugelförmige Kuppel, die auf einem Zylinder aufsitzt. Am Aussenbau ist sie als Flachkuppel gestaltet. Unsere Architekten in der Romanik benutzten Trompen, um auf dem so entstandenen Achteck ein sogenanntes Klostergewölbe zu errichten. Die byzantinische Baukunst, geographisch bis weit in den vorderen Osten hineinreichend, benutzte zur Umsetzung des Quadrats anstelle der recht urtümlich aussehenden mitteleuropäischen Trompen elegante Pendentifs, um ein kreisförmiges Auflager für die Kuppel zu schaffen. Die Hagia Sofia in Konstantinopel-Istanbul, den Endpunkt der römischen und zugleich den Beginn der byzantinischen Baukunst machtvoll markierend, vom Kaiser Justinian in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts errichtet, besitzt eine Kuppel von bis dahin unerreichten Dimensionen: ihr höchster Punkt im Kircheninneren erreicht unglaubliche 56 m. In der Längsrichtung wird die Kuppel von zwei Halbkuppeln aufgenommen. Die berühmtesten Kuppeln in unseren Breiten: die Domkuppel von Florenz, deren Fertigstellung durch den Architekten und gelernten Goldschmied Filippo

Brunelleschi, geweiht 1436, angesichts der riesigen Dimensionen dieses Baus eine der grössten Architekturleistungen im europäischen Raum darstellt, ist ein Klostergewölbe. Acht Rippen, zwischen ihnen acht Gewölbekappen, liegen auf einem achteckigen Chorraum auf. Die Kuppel der vom Architekten Michelangelo als Zentralbau konzipierten Peterskirche - erst Jahrzehnte später entschlossen sich die Päpste, dem Michelangelo-Bau ein Langhaus voranzustellen - benutzt Pendentifs zur Erzeugung eines runden Kuppelaufagers. Vor allem dieser Bau zeitigte in der Barockzeit eine Fülle von Kirchenbauten, die eine Kuppel über der Vierung besitzen. Im 19. Jahrhundert erscheinen Kuppeln als Würdeformel auch auf profanen Gebäuden von besonderer Bedeutung wie etwa dem Washingtoner Kapitol.

Die zentralasiatische Architektur ist ohne Kuppeln gar nicht denkbar. Statisch bieten sie einen grossen Vorteil: sie erzeugen weniger Schubkräfte, also weniger waagrecht wirkende Kräfte, halten die Mauern somit besser zusammen als andere steinerne Gewölbe wie Tonnen-, Kreuzgrat- oder Kreuzrippengewölbe, wie wir sie seit den Zeiten der Römer bei uns in Europa kennen. Zur Bedachung grossflächiger Gebäude, etwa grosser Moscheen, kann im Orient die Zahl der Kuppeln mehrere hundert betragen: die berühmte, in mehreren Bauphasen entstandene Freitagsmoschee von Isfahan ist mit fast 400 kleinen Kuppeln gedeckt. An dem Problem, die quadratischen Teilräume in ein Auflager für die Kuppel zu überführen, hat sich im iranischen Bereich, aber auch in anderen muslimischen Regionen wie Ägypten, dem Maghreb oder dem muslimischen Spanien, die Erfindungskraft der Architekten entzündet wie sonst nirgends. Neben Pendentifs findet sich vor allem eine kaum überschaubare Fülle von trompenartigen Lösungen. "Spätestens seit dem 10. Jahrhundert war bekannt, dass der Rücken der Trompe kein Gewicht aufnimmt und daher jede beliebige dekorative Bearbeitung zulässt" (Sheila Blair/Jonathan Bloom). So geht der Ehrgeiz der islamischen Architekten dahin, an der Trompenform der Phantasie freien Lauf zu lassen. Die Trompen nehmen vom 14. Jahrhundert an mehr und mehr Muqarnas-, also -Stalaktitenform an: höchst virtuose dreieckige konkave Zellenkonstruktionen, die, sich gegenseitig stützend, nach oben zu immer weiter auskragen. Häufig sucht der Baumeister, für jede der vielen kleinen nebeneinanderliegenden Kuppeln einer Moschee beispielsweise jeweils eine andere Lösung für das Auflager zu finden. Schliesslich befreien sich die Muqarnas von ihrer Aufgabe, ein Kuppelauflager zu ermöglichen und werden zu Trägern der Kuppeln selbst. Auch beim Iwan sind wir schon auf diese Entwicklung gestossen. Die vielbewunderten Kuppellösungen des italienischen Mathematikers und Architekten Guarino Guarini im piemontesischen Barock sind ohne die Kenntnis islamischer Kuppellösungen gar nicht denkbar.

Es wird hier offensichtlich, von unseren Kulturwissenschaften auch seit langem neidlos anerkannt: die islamische Baukunst, und diese als Teilgebiet der islamischen Kultur als Ganzes, war jahrhundertlang - parallel zur chinesischen Kultur - führend in der Welt. Das Abendland machte sich erst recht spät auf, nach den grossen Errungenschaften

Griechenlands im Jahrtausend vor der Zeitenwende, in Wissenschaft, Technik und Kunst eine Führungsposition auf unserem Globus einzunehmen.

Seit dem Bau der dritten Klosterkirche von Cluny, in den 1170er Jahren begonnen, dem damals grössten Kirchenbau neben dem salischen Kaiserdom zu Speier - das Kloster Cluny im Burgund war im Mittelalter für lange Zeit die mächtigste geistliche Bastion in Europa mit einem kaum zu überschätzenden Einfluss auf das Leben dieser Zeit - seit dem kennt Europa den Spitzbogen, wie er dann in den gotischen Jahrhunderten nahezu ausschliesslich für Portale ebenso wie für Fenster und Gewölbe verwendet wurde. Möglicherweise - der Architekturhistoriker Henri Stierlin vertritt u. a. diese These - kam die Kenntnis von den vorteilhaften Eigenschaften des Spitzbogens, wie er zur Wölbung des Mittelschiffs von Cluny III benutzt wurde, durch die Vermittlung armenischer Bauhandwerker nach Europa, die, nach der verheerenden Niederlage der byzantinischen Kaiser gegen die Seldschuken in der Schlacht von Manazgird 1171, die den ganzen Osten des byzantinischen Reiches den islamischen Angreifern überlassen mussten, ihre christliche Heimat verliessen.

Auch jedem Nichtfachmann leuchtet ohne weiteres ein, dass der Spitzbogen statische Vorteile gegenüber dem aus römischer und romanischer Zeit bekannten Rundbogen besitzt, da jeder Teil des Bogens diagonal zur Erdanziehungskraft steht, anders als beim Rundbogen, der im mittleren Bereich einen waagerechten Stein besitzt, der einer rein senkrecht wirkenden Kraft ausgesetzt ist.

Im Orient war der Spitzbogen schon sehr viel länger bekannt und genutzt, für Fenster, Iwane, Kuppelaufrisse und anderes. Wann er dort erfunden wurde, ist nicht bekannt. Die islamische Baukunst verwendet ihn jedenfalls ausschliesslich. Seine europäische, seine gotische Form, die je nach Verwendungszweck auch überhöht oder gedrückt erscheinen kann, um sich der jeweiligen Aufgabe anzupassen, ist im Normalfall der gleichseitige Spitzbogen. So benannt, weil er sich aus dem gleichseitigen Dreieck herleitet, also aus einer der einfachsten geometrischen Figuren überhaupt. "Die Bogenmittelpunkte des normalen gleichseitigen Spitzbogens liegen in den Kämpferpunkten" (Hans Koepf). Will sagen: setzt man den Zirkel jeweils an die beiden Punkte am Beginn des Bogens und nimmt die Breite, die der Bogen haben soll, als Abstand, so schneiden sich die zwei Bogenausschnitte in der Spitze des Bogens.

In der islamischen Baukunst finden sich andere Formen des Spitzbogens. In Zentralasien und Indien ist es vor allem der persische Bogen. Man findet ihn schon im 10. Jahrhundert. Er besitzt im Gegensatz zum gleichseitigen Bogen geometrisch gesprochen einen vierfachen Fokus. Anschaulicher liest sich die Beschreibung: "Es handelt sich um einen Bogen, dessen Schultern eine Krümmung mit kurzem Radius besitzen, während stark gestreckte Schenkel mit weitem Radius den Spitzbogen schliessen. Der Bogen ist ausserdem ganz einem

Halbkreis eingeschrieben, so dass das Verhältnis Höhe zu Spannweite dem eines Rundbogens entspricht" (Henri Stierlin).

Die zentralasiatischen und indischen Kuppeln sind grundsätzlich Doppelschalenkonstruktionen. Sie finden sich auch bei uns. Die schon erwähnten Kuppeln über dem Florentiner Domchor und über der Peterskirche sind doppelschalig. Jeder, der es einmal unternommen hat, diese Kuppeln zu ersteigen, kennt die engen und niedrigen Gänge zwischen den beiden Schalen, die für Bau und Unterhalt notwendig waren und heute vor allem von den Touristen genutzt werden. Beide Schalen sind stark mit einander versteift, ihre Abstände von einander erlauben gerade eben den schmalen Gang.

Persische Kuppeln unterscheiden sich sehr stark von diesen eben genannten. Die innere Schale, oft im Profil einen persischen Bogen bildend, ist nie sehr steil. Man wollte einen überschaubaren Raum unter der Schale, keine riesige, dunkle Leere wie in unseren Kuppelkirchen. Die äussere Schale dagegen wölbt sich über einem meist sehr hohen Tambour nach oben. In der Timuridenzeit ebenso wie im safavidischen Persien ist sie völlig mit leuchtenden Fayencen bedeckt. Ihr Profil, in der timuridischen Architektur oft aus eng beieinander liegenden Rippen aufgebaut, in der Safavididenzeit aussen völlig glatt, wölbt sich gern über dem Tambour zunächst nach aussen, bevor es dem persischen Spitzbogen folgt. Zwischen beiden Schalen ergibt sich ein grosser Hohlraum, der genutzt wird, um mit Holzbalken die beiden Schalen gegeneinander zu versteifen. Im Taj Mahal im indischen Agra ist dieser Hohlraum grösser als das darunterliegende Mausoleum selbst. Bei der berühmten Schah-Moschee in Isfahan, deren Bau 1612 begonnen wurde, "hat die Aussenkuppel einen Durchmesser von 28 m und eine Höhe von 54 m, während die Innenkuppel über dem 36 m hohen Sanktuarium mit ihrem Durchmesser von 21 m harmonische Proportionen wahrt" (Henri Stierlin).

"Der indische Subkontinent, der das Gebiet der heutigen Staaten Pakistan, Indien, Nepal, Bangladesch und des von Indien und Pakistan umkämpften Kashmir umfasst, brachte einige der schönsten Beispiele islamischer Kunst und Architektur hervor. Muslimische Dynastien und Mystiker aus den Kernländern des Islam bestimmten und förderten dort die Entwicklung islamischer Staaten, in denen jedoch Nichtmuslime die Mehrheit bildeten und auch ihre geistige und künstlerische Stärke behielten. Der beständige Austausch auf allen Ebenen war so ein konstantes Merkmal des Lebens, und nichtmuslimische Ideen und Motive wurden aufgenommen, wodurch die islamische Kunst in dieser Region ein einzigartiges Gepräge erhielt" (Philippa Vaughan).

Der frühe Islamsturm war zwar um 710 bis Indien gekommen, konnte sich dort aber noch nicht festsetzen. Dschingis Khan und seine mongolischen Horden, die zwei bis drei Generationen lang ein Gebiet vom japanischen bis zum kaspischen Meer besetzt hielten, liessen den indischen Subkontinent, wie schon erwähnt, nicht ungeschoren, doch auch sie



wurden von einheimischen Machthabern wieder vertrieben. In dem Zeitraum vom Jahr 1000 bis 1761 haben dann aber fünfmal aus dem Westen, aus dem iranischen Bereich kommende muslimische Eroberer Indien erreicht und dort iranische Dynastien begründet. Der Begriff "iranisch" muss historisch betrachtet geographisch sehr weit gefasst werden; das damit umschriebene Gebiet geht weit über den heutigen Staat Iran hinaus.

Die in Indien herrschenden, sich mehrmals ablösenden oder nebeneinander existierenden islamischen Eroberer, kleine türkisch-mongolisch-iranische Eliten inmitten einer zahlenmässig viel grösseren Bevölkerung hinduistischen Glaubens, waren durchwegs nur am Machterhalt interessiert. Religiöse Belange waren zweitrangig. Es herrschte also eine gewisse religiöse Toleranz, die sich sehr positiv auf den staatlichen Bestand auswirkte. Das gilt allerdings nicht für die gewaltige Eroberungs- und Zerstörungswelle, die mit dem Namen Timur Lenk verknüpft ist. Wie erwähnt hinterliess Timur nach seinem Feldzug von 1398 einem Statthalter ein zerstörtes Land in völliger Anarchie. Ab 1451 beherrschte die afghanische Lodi-Dynastie weite Teile des Landes. Wie die Mongolen vor ihm war auch Timur nicht in der Lage gewesen, in allen von ihm eroberten riesigen Gebieten dauerhafte Verwaltungsstrukturen aufzubauen.

Babur war einer der vielen Nachkommen von Timur Lenk. Sein Vater war Türke, seine Mutter entstammte dem Dschingis Khan-Clan. Im Kampf um die Macht verlor er gegen seine rivalisierenden Verwandten. Er musste Samarkand verlassen und ging mit einem Heer nach Kabul, eroberte dort einen Teil des heutigen Afghanistan. Dann zog er über den Khaiberpass nach Indien. In der Schlacht von Panipat 1526 siegt er mit einem Heer von nur 10 000 Mann über den Lodi-Herrscher von Delhi, der ihm 100 000 Mann, gemäss anderen Quellen 50 000 Mann und 1000 Elefanten gegenüberstellte. Damit war Babur Herr über ganz Nord- und Mittelindien. Er sah sich als Nachfahre von Timur Lenk und Dschingis Khan und damit als legitimen Herrscher über Indien. Dieses Selbstverständnis ist die Grundlage der Herrschaft der Moghul-Dynastie in Indien, die Babur begründet hat. Südindien, der Dekkan, blieb unter seinen angestammten Fürsten bestehen, gehörte nur zeitweise und teilweise zum Moghul-Reich. Die Moghul-Herrscher konnten bis gegen 1700 ihre Machtposition halten. Dann zerfiel ihr Reich, die englische Ostindienkompanie witterte von Bangladesch aus ihre Stunde, später intervenierte der englische Staat direkt und machte aus Indien eine englische Kolonie. Der letzte Moghul-Kaiser, nur noch ein Pöppel auf dem Thron, wird 1858 nach Rangun exiliert, und die englische Königin Victoria erklärt sich 1877 zur Kaiserin von Indien.

Die Moghuln und ihre kleine türkisch-mongolische Elite, Eroberer mit einer landfremden Kultur, wussten, dass ihre Herrschaft gegenüber einer riesigen Bevölkerung hinduistischen Glaubens gefährdet war. Als Babur schon 1530 starb, wagte sein Sohn und Nachfolger Humayun nicht, seinen Vater in der damaligen Hauptstadt Agra zu begraben, sondern überführte ihn nach Kabul.

Auch Humayun konnte sich noch nicht fest in Indien etablieren. Er musste vor dem Angriff eines afghanischen Machthabers im persischen Safavidenreich um Asyl ersuchen. 1555 gelang es ihm mit persischer Hilfe, den Usurpator wieder zu vertreiben. Er starb aber bereits ein Jahr später bei einem Unfall, so dass sein erst 15jähriger Sohn Akbar sein Erbe antrat. Akbar, er regierte von 1556 bis 1605, gilt als die bedeutendste Gestalt unter den Moghuln. Mit Energie und Durchsetzungskraft schuf er erst recht eigentlich das Moghul-Reich, das sich von Kabul und Kashmir bis an die Grenze zum Dekkan erstreckte. "Eine Militäraristokratie aus innerasiatischen Mongolen, Afghanen, Persern und hinduistischen Radjputen, einer grossen Stammeskaste, bildete den Adel des neuen Reiches, dessen Loyalität sich Akbar mit Heiratsbündnissen sicherte. Verwaltungs-, Steuer- und Wirtschaftsreformen wurden durchgeführt" (Philippa Vaughan). Um auch die Loyalität der indischen Massen zu erhalten, verordnete Akbar seinem Staat einen kulturellen Pluralismus, in dem sich jeder wiedererkennen sollte.

Wichtigstes Propagandamittel und Instrument der Selbstdarstellung eines Herrschers war immer die Architektur. Akbar und seine Nachfolger, Djahangir (1605 - 1627) und Shah Djahan (1626 - 58) nutzten dieses Mittel ausgiebig. Sie förderten darüber hinaus nach Kräften auch die Künste ganz allgemein, und erwiesen sich somit als Glieder einer Kette von islamischen Herrschern, die, bis in die Frühzeit des Islam zurückreichend, die islamische Kultur, Wissenschaft und Kunst zu einem Ruhmesblatt der Menschheitsgeschichte hat werden lassen.

Basis der Moghul-Architektur konnte angesichts des Selbstverständnisses der Moghuln, Erben Timurs und des Dschingis Khan zu sein, nur die timuridische Architektur und Kunst sein. Dazu traten die synkretistischen Tendenzen, die spätestens seit Akbar oberste Priorität besaßen. "Die Vielfalt der kulturellen Traditionen, die in diesem Reich vereint waren, spiegelten sich in Architektur und Künsten wider. Akbar unternahm verschiedene Versuche, um aus den unterschiedlichen kulturellen und religiösen Elementen, die es an seinem Hof gab, ein einheitliches Ganzes zu schmieden. So führte er zeitweilig eine neue Religion ein, als deren Gott er sich proklamierte. Dadurch wollte der Kaiser die Glaubensspaltungen innerhalb des muslimischen Adels sowie die Trennung zwischen Muslimen und Nichtmuslimen überwinden und vor allem die Machtbasis der religiösen Eliten zerstören" (Philippa Vaughan).

In Indien fanden die neuen Herren Stein zum Bauen vor: roten Sandstein und weissen Marmor, während in Zentralasien, wie wir wissen, gebrannte Ziegel zum Bauen genügen mussten. Die neue Architektur stellt sich daher von vorn herein anders dar als in der alten Heimat. Gebäude aus rotem Sandstein und einem Dekor aus weissem Marmor waren allerdings nicht neu in Indien. Die Moghuln setzten hier nur eine Tradition fort, die schon lange bestand.

Neu in Indien war das Verlangen der Moghul-Kaiser, sich und ihre Familien in prunkvollen grossräumigen Mausoleen zu bestatten. "Schon mit der mongolischen Eroberung (Zentralasiens) gewinnt die Grabarchitektur einen Zug zum Prachtvollen und Kolossal" (Henri Stierlin). Die Timuriden setzten diese Tradition fort, wie das Beispiel des riesigen Mausoleums von Sultaniya für die Nachkommen des Propheten, Ali und Hussein, noch heute beweist. Grabtürben verschiedenster Formen finden sich zwar auch weiterhin unter den Timuriden, aber auch Mausoleen mit Kuppeln und Iwanen, mit herrlichen Fayencen bedeckt, entstehen im timuridischen Machtbereich. Die Moghuln übernehmen diese Tradition, nun aber mit den neuen Baumaterialien roter Sandstein und weisser Marmor. Es ist bezeichnend, dass das erste bedeutende Bauwerk in der Zeit der Moghul-Kaiser ein Mausoleum ist. Die Witwe Humayuns plant mit einem persischen Architekten diesen Grabbau für ihren verstorbenen Mann. Aber es war der Sohn und neue Herrscher Akbar, der für die Vollendung dieses architekturgeschichtlich wichtigen Bauwerks verantwortlich ist. "Dieses Mausoleum (1572 vollendet) war richtungsweisend für eine Reihe anderer hervorragender Grabmäler im Indien der Moghuln. Es ist keine Gemeinsamkeit festzustellen zwischen dem Humayyan gewidmeten und dem nahegelegenen 1545 erbauten Grabmal des Isa Han, (einem indischen hohen Militär)..... Die Form des Iwan ist allgegenwärtig an diesem Bauwerk, in dem die Spitzbögen ein rein persisches Profil mit vierfachem Fokus aufweisen..... Alle die Haupthalle umgebenden quadratischen Strukturen werden auf Dachhöhe von kuppelbedeckten Säulenpavillons gekrönt, die man "Tschattri" nennt und die für die indisch-muslimische Architektur typisch sind.....Das Mausoleum des Humayuns beruht auf einem geometrischen Plan von bemerkenswerter Strenge und Raffinesse. Diese Tatsache belegt die Leidenschaft für die Mathematik, die den Persern eigen war....Die gemeinsame Vorliebe der Muslims und der Hindus für geometrischen Anlagen bildet einen der markanten Züge der indo-islamischen Kunst." (Henri Stierlin).

In allen islamische Regionen will grosse Architektur: Moscheen, Medresen, Mausoleen und Gärten, Abbild des Paradieses sein. "Gestützt auf die Beschreibungen des Koran, versuchten die Herrscher und ihre Architekten, seit dem Beginn des Islam bis zu den spätesten Schöpfungen des 18. Jahrhunderts, aus ihren Werken ein Abbild von Eden zu machen, das den Gläubigen für das Jenseits versprochen wurde" (Henri Stierlin).

Eine weitere Gemeinsamkeit aller Regionen ist die Liebe zum Wasser. Sie zeigt sich in den Wasserbecken für die rituelle Reinigung, den Springbrunnen, Kaskaden, Brunnen, Wasserspiegeln und Kanälen. Sehr verständlich für eine Religion, die aus der Wüste kam, und viele wasserarme Regionen kennt.

So erklärt sich auch die tiefe Liebe zum Garten, die sich als Konstante durch die islamische Architektur zieht. Die persische Form des Gartens folgt dem Prinzip des "Chahar Bagh", des "vierfachen Gartens". Er wird immer von vier senkrecht zueinander gezogenen Kanälen durchzogen. Die Kanäle stehen symbolisch für die vier Flüsse des islamischen Paradieses, in

denen Wasser, Milch, Honig und Wein fliessen, damit die Gläubigen ihren Durst löschen können. Die strenge Geometrie dieser Gartenanlagen - man findet sie immer wieder als Motiv auch im persischen Kunstgewerbe wie etwa der Teppichkunst - spiegelt neben der Liebe zur Natur, zu Pflanzen, vor allem zu Blumen, die persische Liebe zur Zahlensymbolik.

Wie so viele persische Kulturgüter kam auch diese Gartenform mit den Moghuln nach Indien. Sie fand hier vielleicht sogar ihre grossartigste Verwirklichung. Während die grossen städtischen Zentren in Persien Oasenstädte sind, in denen Wasser und Grün vorhanden sind, fanden die Moghuln in Indien ein Land vor, in dem es die meiste Zeit im Jahr heiss und trocken ist. Die Forschung weiss, dass die Kaiser aus diesem Grund ihr Land keineswegs liebten. Die Gärten halfen ihnen, angenehmer zu leben. Es gibt Zeugnisse von gewaltigen Bauvorhaben, um Wasser in ihre Residenzen zu leiten.

Somit ist es fast selbstverständlich, wenn sich das erste grosse Denkmal der Moghuln, das Grabmal Humayuns, im Zentrum einer ausgedehnten Gartenanlage findet. Akbar, wir sprachen schon davon, entfaltete, ebenso wie seine Nachfolger Djahangir und Shah Djahan, eine enorme Bautätigkeit. Nach dem Grabmal für seinen Vater in Delhi widmete sich Akbar dem Ausbau seiner Hauptstadt Agra. Innerhalb einer riesigen Festung, dem Roten Fort - seinen Namen verdankt es seinem Baumaterial, dem roten Sandstein - sollen sich etwa 500 Gebäude befunden haben, von denen aber nur wenige bis heute überlebt haben. Südlich von Agra gründet er eine ganz neue Stadt, Fatehpur Sikri. Sie ist bemerkenswert durch die synkretistischen Ambitionen des Bauherrn, die wie erwähnt Grundlage der Moghul-Politik war. Der Bauherr schreckte dabei auch vor Experimenten nicht zurück. Aber auch als Stadtplaner setzte er neue Akzente. Die noch von den Griechen stammende, von den Römern übernommene rein rationale Rechteck-Struktur mit senkrecht aufeinander treffenden Strassenzügen, wird in Akbars neuer Stadt aufgelockert, berücksichtigt die Topographie. Die Moschee, die er dort bauen lässt, war die grösste des Reiches. Das Triumphtor, das in den Hof der Grossen Moschee führt, überbietet mit seiner Höhe von 54 m den mächtigen Eingangsiwan zu Timurs Palast Shar-i-Sabz. 1584 verlegt Akbar aus strategischen Gründen seine Hauptstadt nach Lahore im Nordosten des Reichs, was weitere Bautätigkeit mit sich brachte. Akbars Architekturstil ist nun kaiserlicher Reichsstil, den die Architekten in allen Verwaltungszentren anzuwenden haben.

Akbars Sohn Salim, der sich als Kaiser Djahangir, Weltenbezwinger, nannte, setzt die Tradition, seine Herrschaft durch spektakuläre Bauten zu legitimieren, fort. Mit dem Bau eines eigenen Mausoleums hatte Akbar zu Lebzeiten schon selbst begonnen. Trotzdem gilt dieses Werk als wichtigster Bau des neuen Kaisers. In Sikandra, nahe bei Agra, ist es noch heute zu sehen. Es muss einst prachtvolle Gärten besessen haben. Vom Grabmal des Humyun unterscheidet es sich wesentlich durch die verstärkte Anwendung von Hindu-, aber auch persischen Bauweisen. In seinen Memoiren berichtet der Kaiser von seinem grossen Interesse an der Architektur. Doch auch von den Bauten dieses Kaisers hat sich nicht sehr

viel erhalten, da sein Sohn Djahan die meisten durch Neubauten ersetzt hat, Mausoleen natürlich ausgenommen. Erhalten hat sich so auch das berühmte Mausoleum des I'timad ad-Dawla in Agra, das Djahangirs Frau Nur Mahall, die sich nun Nur Djahan, Licht der Welt, nannte, und die über unerschöpfliche eigene Mittel verfügte, für ihren Vater, der Grosswesir des Reiches gewesen war, hatte erbauen lassen. "Vor allem zieht der Dekor des Mausoleums die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich. Man findet keine einzige Oberfläche, die nicht mit farbigen Halbedelsteinen verkleidet wäre. Echte vielfarbige Mosaiken schmücken die Felder mit ihren Netzen aus ineinander verschlungenen Achtecken, mit Laubwerk, Palmetten und Blumen....Immer harmonischer wird die Verschmelzung zwischen den verschiedenen Ursprüngen der Elemente, die zu dieser indo-islamischen Kunst mit ihrem Prunk und ihrer Reinheit, ihrer Üppigkeit und Klarheit führen...Unter Djahangirs Regentschaft erreicht auch die Moghul-Buchmalerei, meist von persischen Künstlern ausgeführt, ihren Höhepunkt" (Henri Stierlin).

So sehr auch die Kunst, und vor allem die Baukunst, viele grossartige Werke hervorgebracht hat: das Leben am Hof sah nach Akbars Ableben gänzlich anders aus. Djahangir wird teils als Alkoholiker, teils als opiumsüchtig beschrieben. Seine Frau Nur Djahan hatte ihren ersten Mann umbringen lassen, um Kaiserin zu werden. Faktisch regierte sie das Land. Als Mäzenin für Kunst und Architektur stand sie ihrem Mann indes durchaus in nichts nach. Wir erleben nun in der Folge im Zentrum der Macht Verhältnisse, wie wir sie zu dieser Zeit auch vom osmanischen Sultanshof in Istanbul kennen, und wie sie Shakespeare in seinen Königsdramen schildert. Am Hof der christlichen byzantinischen Kaiser sah die Realität nach Aussage der Historiker allerdings keineswegs anders aus.

Doch diese realen Verhältnisse änderten auch unter dem neuen Kaiser, Shah Djahan, Sohn und Nachfolger Djahangirs, nichts daran, dass die Moghuln sich weiterhin neben ihren politischen Geschäften, ihren Kriegszügen und ihrer rücksichtslosen Personalpolitik, die auch vor der eigenen Familie nicht Halt machte, mit unglaublichem Elan der Baukunst widmeten. "Während des 17. Jahrhunderts bedeckte sich Nordindien mit weissen Marmor-Monumenten und verlieh den ausgefallensten Träumen Gestalt" (Henri Stierlin). Da in Agra und Lahore der bebaubare Raum knapp geworden war, gründete Shah Djahan eine neue Hauptstadt: Shadjahanabad, das alte Delhi. Das Rote Fort dort baute er völlig neu, bedeckte es mit herrlichen Monumenten. Dort stand auch der berühmte Pfauenthron, bevor die Perser ihn bei einem späteren Kriegszug mit nach Isfahan nahmen. Djahans Architekturen haben sich im Wesentlichen erhalten. Seine Politik ist im Gegensatz zu der seiner Vorgänger von religiöser Intoleranz gekennzeichnet. So ist sein erster Bau auch im Gegensatz zu seinen Vorgängern nicht ein dynastisches Mausoleum, sondern eine Moschee für den Schrein eines Heiligen bei der Stadt Adjmer. Damit folgt er älteren, timuridischen Vorbildern. Von nun an wird weisser Marmor zum bevorzugten Baumaterial. Seine bedeutendsten Bauwerke sind die erwähnte Umgestaltung des roten Forts von Delhi, die Freitagsmoschee in Delhi, eine der

grössten Moscheen Indiens, dann die berühmte Perlenmoschee im Roten Fort von Agra und der ganz singuläre Bau des Mausoleums für seine 1631 bei der Geburt ihres 14. Kindes verstorbene Lieblingsfrau Mumtaz Mahal, das Tadj Mahal in Agra. Der Name bedeutet "Krone des Palastes".

Über die Identität des Architekten hat man lange nichts gewusst. Im 20. Jahrhundert fand man eine Gedichthandschrift aus dem 17. Jahrhundert, in dem der aus der alten Timuridenhauptstadt Herat stammende Ahmad Lahori als Architekt genannt wird. Er war Astronom, Mathematiker und Bauingenieur. 20 000 Arbeiter sollen an dem Bau beschäftigt gewesen sein. Er entstand in den Jahren von 1632 bis 43.

Die Gärten, die nach persischer Art das Umfeld des Mausoleums gebildet hatten, sind von den engländischen Kolonialherren durch Rasenflächen ersetzt worden.

Es kann nicht Ziel einer kleinen Hinleitung zu diesem Bauwerk sein, es detailliert zu beschreiben oder gar zu würdigen. Die Fachliteratur mit ihrem modernen Fotomaterial und, daraus schöpfend, die Kunstreise-Literatur haben das zur Genüge getan und sind heutzutage jedermann leicht zugänglich. So mögen einige kurze Hinweise und eine kleine Sammlung von Urteilen aus der Fachliteratur genügen, um auf den Ausnahmestrang dieses Baus aufmerksam zu machen.

"Der vollkommenste Ausdruck der Paradiesesmetapher, welche die Moghuln schufen, ist das für Mumtaz Mahal, der geliebten Frau Shah Djahans, errichtete Grabmal. Die persischen Verse auf dem Eingangstor lassen an dieser Bildlichkeit keinen Zweifel: "Heil, Stätte, die du gesegnest bist als der Garten des Paradieses! Heil, erhabenes Gebäude, höher denn der göttliche Thron"....Auch dieses Grabmal, erbaut von 1632 bis 1643, steht innerhalb einer ummauerten Chahar-Bagh-Anlage, einem viergeteilten Garten, wobei das Grabmal hier nicht im Schnittpunkt der Achsen steht, sondern am Ende des Gartens, in dem alles auf das Tadj Mahal ausgerichtet ist. Wasserbecken sind in der Mitte und zu beiden Seiten des Baus angelegt, wo sich auch die Grabmoschee (Westen) und eine Palasthalle zum Empfang von Gästen (Osten) befinden. Statt der sonst üblichen Torbauten stehen am Ende der Querachsen Pavillons, und der Zugang des Besuchers ist durch den Torbau im Süden mit Vorplatz festgelegt. Ausserdem findet man ergänzende Grabbauten für die andern Frauen Shah Djahans....(und zum Mausoleum selbst:) Das Tadj Mahal, ein Sinnbild für die wahre und über den Tod hinaus andauernde Liebe, spiegelt sich, seine märchenhafte Wirkung verstärkend, in den Wasserläufen seines Parks. Es liegt am Nordende des grossen Parks unmittelbar am Flussufer, auf einem hohen Sockel und wird von viergeschossigen Minaretten überragt. Auch wenn die leicht zwiebelartige Kuppel dekkanischen Einfluss verrät, ist dieses Mausoleum mit seinen harmonischen Proportionen doch vor allem als die höchste Verkörperung der timuridischen Architektur zu begreifen... Die Anlage ist in der Tat einzigartig" (Philippa Vaughan).

"Einmal mehr nimmt das Gebäude persische Bauformen wieder auf. Es hat einen quadratischen Grundriss mit abgeschrägten Ecken. Ein hoher Tambour trägt eine riesige zwiebelförmige Kuppel, die 65 Meter Höhe erreicht und nicht weniger als 28 Meter Durchmesser aufweist....das Neuartige dieses Grundrisses liegt hauptsächlich in den Proportionen, die dem zentralen Element des Tadj Mahal eine stolze Würde, einen friedlichen Glanz und eine kristallhafte Reinheit verleihen. Es offenbart sich aber auch im Zusammenspiel der vier freistehenden, auf den Diagonalen des Mausoleums angeordneten Minarette, die die Ecken der grossen, als Unterbau dienenden Terrasse kennzeichnen. Sie hat eine Seitenlänge von 100 und eine Höhe von 7 Meter, ist ganz mit weissem Marmor verkleidet und gibt dem Monument einen irrealen Anstrich, indem es wie von der Erde losgelöst erscheint" (Henri Stierlin).

"Mit Recht ist das Grab von Shah Djahans geliebter Mumtaz Mahal....durch seine makellose Leuchtkraft, durch seine Lage am Flussufer und die Harmonie seiner Gärten und Pavillons zum bekanntesten Werk indo-muslimischer Architektur geworden" (Annemarie Schimmel).

"Die vielleicht charakteristischsten Bauwerke der Moghul-Periode sind die Grabmäler, von dem die frühen Beispiele aus dem 16. Jahrhundert, wie das Grab von Sher Sha, durch die Form der Kuppel Erinnerungen an den Stupa wachrufen. Die Zwiebelkuppel erreichte ihre vollendetste Form mit dem Tadj Mahal, dem weltbekanntesten Mausoleum bei Agra" (Carel J. Du Ry).

"Das Tadj Mahal: Wahrzeichen Indiens, Juwel der Architektur und Monument einer grossen Leidenschaft.... Mit dem Tadj Mahal errichtet der Grossmughul ein "Liebesgedicht aus Stein", ein Abbild des Paradieses auf Erden und das vollkommenste Bauwerk der Menschheit" (Phoenix/ZDF).

"Eine Träne auf der Wange der Zeit" (Rabindranath Tagore).

Shah Djahans Sohn und Nachfolger Aurangzeb - er regierte von 1658 bis 1707 - hatte weniger Interesse an Kunst und Kultur, da er sich nicht wie seine Vorgänger als Halbgott sah, der sich durch die Kunst legitimieren wollte. Doch auch von ihm stammen noch bedeutende Bauten. In Lahore lässt er die grösste Moschee der Moghul-Zeit, die Badshahi-Moschee, errichten, letztes Zeugnis für die reine Moghularchitektur. Und im Roten Fort von Delhi entsteht die ebenfalls als Perlenmoschee bekannte kleine private Betkapelle des Herrschers. Aus der Zeit um 1700 stammend zeigt sie Tendenzen, die - in Parallele zur zeitgleichen europäischen Baukunst - gern als "barockisierend" bezeichnet werden. Ein etwas schiefes Bild, denn in Indien stehen die Bauten dieser Zeit bei aller Kunstfertigkeit, Virtuosität und schwelgerischen Schönheit doch für einen allmählichen Niedergang der Baukunst: das Ornamentale beginnt das Konstruktive zu überwuchern. Im zeitgleichen europäischen Barock kann davon aber keine Rede sein.

Aurangzeb kommt zur Herrschaft, indem er sich gegen seinen Vater empört und ihn bis zu dessen Tod im Roten Fort von Agra gefangen hält. Man sagt, von dort aus hätte der Gefangene sein grossartigstes Bauwerk, das Mausoleum seiner von ihm so grenzenlos geliebten Frau Mumtaz Mahal im Blickfeld gehabt.

Unter Aurangzeb war das Reich militärisch noch einmal erfolgreich. Der Süden, der Dekkan, wird erobert, die dort neu gegründete Stadt Aurangabad zur Hauptstadt erklärt. Dennoch - ablesbar an den Bauten der Zeit - neigt sich das goldene Zeitalter der Moghuln allmählich seinem Ende zu. Auch das andere islamische Riesenreich, jenes der türkischen Osmanen, zeigt in diesem Zeitabschnitt Zeichen des allmählichen Verfalls. Als auch der zweite Versuch der Sultane, Wien zu erobern und damit freien Zugang nach Europa zu haben, 1683 misslingt, ist der türkische Imperialismus am Ende, ist Macht und Herrlichkeit der Osmanen nicht mehr aufrecht zu erhalten. Wie fast immer in der Weltgeschichte geht damit auch der Verfall der Künste, insbesondere der Verfall der Architektur einher, diesem Indikator für den Geist und den Zustand eines grösseren Gemeinwesens. In Istanbul lässt sich diese Veränderung für das osmanische Reich gut nachvollziehen. Ein Architektur-Genie wie Sinan war möglich, war denkbar nur in einem Zeitraum grösster Machtentfaltung.

Die Schreibweise der indischen Namen folgt dem Vorschlag des Könemann-Verlags in seinem opulenten Band "Islam. Kunst und Architektur". Dort schreiben die Autoren "das Tadj Mahal". Stierlin in "Architektur des Islam", schreibt "der Tag Mahall" und verwendet diakritische Zeichen.

Es ist, als ob der Islam am Ende seiner grossen Zeit mit dem singulären Meisterwerk des Tadj Mahal, in dem die Erkenntnisse und Ideen von Jahrhunderten und die Erfahrungen weitester geographischer Räume wie in einem Kristall sich zu verdichten scheinen, der Welt noch einmal zeigen wollte, zu welcher ausserordentlichen Leistungen in Kunst und Architektur diese Religion über viele Jahrhunderte Herrscher und Künstler inspirieren konnte.

Klaus Koenig.

Literatur:

Islam. Kunst und Architektur: Markus Hattstein und Peter Delius (Hrsg), Könemann-Verlagsgesellschaft 2000. Architektur des Islam: Henri Stierlin, Atlantis Verlag 1979. Kleine Geschichte der islamischen Kunst: Hans-Thomas Gosciniak (Hrsg), Dumont Buchverlag 1991. Die Welt des Islam: Carel J. Du Ry, Holle Verlag 1970. Enzyklopädie der Weltarchitektur: Henri Stierlin, Benedikt Taschen Verlag 1994. Bildwörterbuch der Architektur: Hans Koepf, Alfred Kroner Verlag 1968. Die Kunst des Islam: David Talbot Rice, Droemersch Verlag 1967. Maurische Architektur in Andalusien: Marianne Barrucand/Achim Bednorz, Benedikt



Taschen Verlag 1992.

Indische Miniaturen:

Erwin Gradmann, Hallwag Bern.

Indische Kunst: George Lawrence, Sigbert Mohn Verlag 1963.

Die Sinnsprüche Omars des Zeltmachers: Friedrich Rosen (Hrsg), Insel-Verlag 1963.

Rubayat of Omar Khayam: Edward Fitzgerald engl. Übertragung, Collins Glasgow and London 1947/86.

Ergänzende Notizen:

Buchara, in Transoxanien, d. h. jenseits, östlich des Oxus befindlich, ähnlich wie häufig auch im Iran eine Oasenstadt in der Wüste, liegt an der alten Seidenstrasse nach China. Es war eines der Zentren im Zuge der Ausbreitung des Islam, nachdem in der frühen Zeit Merf diese Funktion inne gehabt hat. Seit 1991, dem Jahr des Zerfalls der Sowjetunion, ist Buchara Hauptstadt der Republik Usbekistan, Tadschikistan benachbart. Tadschikisch, ein persischer Dialekt, wird auch heute noch neben dem Usbekischen in diesen Regionen gesprochen. Die mittelalterlichen Bauwerke wurden in der stalinistischen Zeit vernachlässigt, umfunktioniert, im Zuge der stalinistischen Bemühungen, die alten Traditionen und Religionen zu unterdrücken. Seitdem werden sie restauriert und unterhalten. Grosse Bedeutung hatte lange Samarkand. Von Dschingis Khan zerstört baute Timur Lenk es neu auf und machte es zu seiner Hauptstadt. Die unterschiedlichen Techniken zur Herstellung bunter Fliesen im iranischen Raum sind teilweise noch immer nicht entschlüsselt.